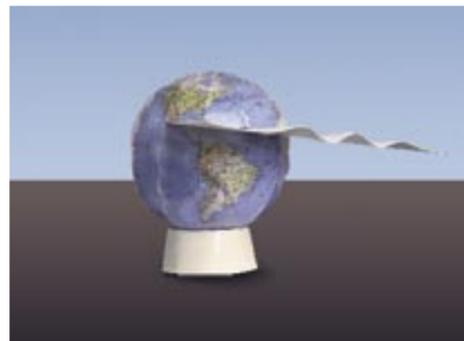
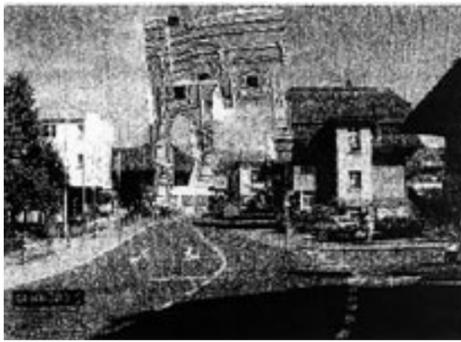


**HOCH
PART
ERRE**

Beilage zu
Hochparterre
Nr. 8 | 2007

PUBLIC PARADISE

Kulturelle Wanderungen
in urbanen Zonen



Impressum

Redaktion: Gisela Vollmer und Köbi Gantenbein
 Design: Barbara Schrag
 Produktion: René Hornung
 Korrektur: NN NN NN
 Verlag: Sybille Wild
 Designkonzept: Susanne Kreuzer
 Litho: Team media GmbH, Gurtneilen
 Druck: Südostschweiz Print, Chur
 Fotos: Alexander Jaquemet

© Hochparterre, Ausstellungsstrasse 25, 8005 Zürich
 Herausgegeben vom Verlag Hochparterre. Publikation
 zur Tagung «Kulturelle Wanderungen in urbanen Zonen»
 vom 11. Mai 2007 in Thun, organisiert von Public
 Paradise. Konzept und Organisation der Tagung: Gisela
 Vollmer, Peter Wullschleger, Marianne Flubacher,
 Fred Hodel, Marina Richter.
 Einzelexemplare bei: Public Paradise, Münzrain 10,
 3005 Bern; 031 326 44 05; kontakt@publicparadise.
 ch, CHF 7.–

Mit der finanziellen Unterstützung von:



Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
 Département fédéral de justice et police DFJP
 Bundesamt für Migration BFM
 Office fédéral des migrations ODM



BSLA
 FSAP
 FSAP

sia
 sektion bern



Inhalt

- 4 Projekt: Titel titel titel
- 6 Projekt: Titel titel titel
- 7 Projekt: Titel titel titel
- 8 Projekt: Titel titel titel
- 9 Projekt: Titel titel titel
- 10 Projekt: Titel titel titel
- 11 Projekt: Titel titel titel
- 12 Projekt: Titel titel titel
- 13 Projekt: Titel titel titel
- 14 Projekt: Titel titel titel
- 15 Projekt: Titel titel titel

Die Zwischennutzung und die Stadt

Die Städte haben sich mit zwei nur scheinbar getrennten Problemen zu befassen. Erstens mit den Folgen der weltweiten Migration auf die Gemeinwesen- und Quartierentwicklung und zweitens mit den Folgen der abwandernden industriellen Produktion in die globalisierte Welt. Diese beiden «kulturellen Wanderungen in urbanen Zonen» verändern den öffentlichen Raum markant. Sie stehen im Brennpunkt der dritten Tagung von Public Paradise, einer Institution, die sich um den Zustand und die Pflege des öffentlichen Raumes kümmert. Landschaftsarchitekten, Architektinnen, Sozialwissenschaftler, Künstlerinnen und Raumplaner haben für die Tagung Anstösse und Ideen versammelt: Dieses Sonderheft von Hochparterre fasst sie zusammen und gibt einen Überblick über die aktuellen Diskussionen.

Wir lesen darin, wie aus verbrauchten Nutzungen Zwischennutzungen werden, die viel mit Wanderungen zu tun haben. Verlierer werden verdrängt und gehen auf Reise. Menschen kommen zu uns als Migrantinnen und Migranten. Wie reagiert unsere Stadt- und Raumentwicklung auf solche globale Wanderung? Welche Antworten wissen Planer und Quartierarbeiterinnen? Die Beiträge in diesem Heft zeigen Erfahrungen der Gemeinwesen- und Quartierarbeit. Thun, der Tagungsort, ist beispielhaft. In der Stadt – einst eine Hochburg der Schweizer Armee – werden heute 138 Sprachen gesprochen. Gesellschaft und Staat müssen nicht nur Brachen integrieren, sondern auch Menschen aus aller Herren Länder.

Die Beiträge zeigen, wie sich die Globalisierung auf unsere Städte auswirkt: Die industrielle Produktion ist an billige Standorte abgewandert, Flächen liegen brach. Bisher hermetisch, abgeschlossene Areale werden neu genutzt. Die Pioniere der Zwischen- und Umnutzung sind oft Künstlerinnen, Designer und Architekten. Fallbeispiele aus Basel, Wien und vor allem aus Thun erörtern, welche Planungsvorgaben nötig sind, damit Zwischennutzungen auf Brachen gelingen.

«Umnutzung», «Integration», «Entwicklungsziel» – in der Planung und in der Integrationspolitik wird fachlich geredet. Nötig ist aber auch Kunst. Künstlerinnen und Migranten leben und arbeiten in den dynamischen Teilen der Städte. Die «kulturelle Wanderung» sollten sie vermehrt gemeinsam machen. Kunst kann Grenzen überschreiten, sie gibt der Planung Impulse und öffnet den Begriffen die Augen. Also waren an der Tagung künstlerische Interventionen von Chantal Michel zu sehen, Hanswalter Graf lud zu einer «Sehwanderung» ein und für das vorliegende Heft hat der junge Fotograf Alexander Jaquemet aus Erlach einen Bilderbogen seiner kulturellen Wanderung durch urbane Zonen zurückgebracht. Der Danke gilt allen Künstlern, Referentinnen und Ermöglichere und ein Merci geht an den Gastgeber der dritten Tagung von Public Paradise, an den Thuner Stadtpräsidenten Hans-Ueli von Allmen. Gisela Vollmer, Koordinatorin von Public Paradise

Legende zu Sehbüro und zum Spaziergang
 machen, Bildlegende machen, Bildlegende
 machen, Bildlegende

Zwischennutzer als Pioniere

Text: Klaus Overmeyer

Aufgegebene Bahntrassen, ehemalige Industrieareale und Hafengebiete, aber auch kurzfristig vakante Gebäude und Grundstücke stellen in innerstädtischen Lagen einen idealen Nährboden für Zwischennutzungen dar. Was ist zu tun, damit diese gelingen?



• Zwischennutzungen entstehen in Übergangsstadien und entstehen oft spontan und ungeplant. Die Initiatoren haben normalerweise weniger ökonomisches als ideelles Kapital und sind flexibel. Die Zwischennutzer findet den richtigen Ort für ihr Programm nach anderen Kriterien als ein Investor. Möglich sind die Zwischennutzungen meist nur durch ein hohes Mass an Eigenleistungen. Intensive Netzwerke, die oftmals auf gegenseitiger, unentgeltlicher Unterstützung und Experimentierfreude beruhen, sind die Voraussetzung für erfolgreiche Projekte. Im Vergleich zu herkömmlichen Standortentwicklungen gelingen Zwischennutzungen mit geringem finanziellem Kapitaleinsatz. Der Ort wird Stück für Stück weiterentwickelt und konkretisiert. Es geht um die Anpassung der Idee an den Ort (und umgekehrt) – bis zu dem Punkt, wo Idee und Ort eins werden und etwas Neues entstanden ist. Typisch ist, dass vorgefundene Strukturen genutzt oder mit geringem Aufwand recyclet werden. Durch leichte bauliche Eingriffe werden Orte umcodiert und neuen Nutzungen zugeführt.

Skepsis – aber auch Vorteile

Ein zwischengenutzter Ort kann sich dann im städtischen Kontext verankern, wenn einerseits konkrete Leistungen von den Zwischennutzern verlässlich angeboten werden (Gastronomie, kulturelle Veranstaltungen, Flohmärkte, Kunst- und Bildungsprogramme, Selbsthilfegruppen), andererseits öffentliche Anziehungspunkte ohne Konsumzwang geschaffen werden. Trotzdem begegnen viele Eigentümer solchen Projekten skeptisch bis ablehnend, denn sie befürchten eine Abwertung ihres Grundstücks und lassen ihre Flächen lieber ungenutzt und warten auf bessere Zeiten. Gelingt es aber, Eigentümer für eine Zwischennutzung zu gewinnen, können sich Vorteile ergeben, wie Imagewechsel des Ortes, Schaffung einer spezifischen Identität und Verankerung im öffentlichen Bewusstsein, Verhinderung von Vandalismus und Verfall. Es kommt zu spontaner Bildung von Netzwerken und Nutzergruppen, die auch dauerhafte Nutzungen anziehen. Bei allem sind seitens des Eigentümers nur geringe Investitionen erforderlich.

Eine wichtige Rolle kommt auch den Gemeinden zu. Formell gesehen gibt es keinen Spielraum, mit Zwischennutzungen anders als mit herkömmlichen Nutzungen zu verfahren. Doch die Gemeinden können die Rolle des «Ermöglichlers» übernehmen. Ausschlaggebend sind oft Mitarbeiter in der Verwaltung, die als «U-Boote» agieren: Sie können Kontakte zu Zwischennutzern aufzubauen und zwischen ihnen und Grundeigentümern vermitteln.

Zwischennutzungen scheitern am Ort selbst, weil die Bausubstanz und technische Infrastruktur zu schlecht und die Investitionen für eine Nutzung zu hoch sind. Zwischennutzer kalkulieren kurzfristig und verfügen oft nicht über die finanziellen Mittel, alle gesetzlichen Auflagen zu erfüllen. Auch handeln sie spontan und sind selten bereit, sich auf langwierige Genehmigungsprozesse einzulassen. Viele Nutzer spekulieren deshalb auf Duldung durch die Behörden oder machen sich auf die Suche nach einem neuen Ort.

Klaus Overmeyer ist Landschaftsarchitekt in Berlin und Träger des Deutschen Landschaftsarchitekturpreises 2003.

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Privatisierung der Stadt

Text: Frank Roost

Die zunehmende Privatisierung des öffentlichen Raums, die sich heute auch in der Schweiz vollzieht, ist in den USA schon viel weiter fortgeschritten. Shopping Malls, Themenparks und Urban Entertainment Center heissen ihre Begleiterscheinungen.



• Neben der klassischen Form der Privatisierung des öffentlichen Raums in Malls und Themenparks kommt es in den nordamerikanischen Metropolregionen mittlerweile zur Schaffung ganzer Vororte durch Unterhaltungskonzerne: Neue Wohnsiedlungen werden dort als sogenannte «community of interest developments» errichtet. Mit diesem Begriff werden Projekte bezeichnet, die trotz ihrer grossen Einwohnerzahl keine eigenständige politische Einheit bilden. Die öffentliche Hand überlässt hier zahlreiche Aufgaben, wie Sicherheit, Müllentsorgung, Strassenreinigung etc. einem privaten Developer. Beim Kauf eines Hauses müssen dann Verträge unterschrieben werden, die sowohl Bauliches regeln als auch Verhaltensvorschriften für die Bewohner machen. Statt einer demokratisch legitimierten lokalstaatlichen Instanz kontrolliert hier ein vom Bauunternehmer vorgegebenes privatrechtliches Regelwerk die Mindeststandards im nachbarschaftlichen Umgang.

Walt Disney macht's vor

Der vorläufige Höhepunkt einer Stadt-Neuerfindung ist Celebration in Florida. Dabei handelt es sich um eine von der Walt Disney Company verwaltete und organisierte Mustersiedlung, in der sich 20 000 Einwohner ihren Lebensalltag organisieren lassen. Es gelten strenge Verhaltensregeln. Mit diesem Modellprojekt hat Disney im suburbanen Städtebau eine zentrale Rolle übernommen und ein Beispiel dafür gesetzt, wie weitreichend die Bedeutung der Unterhaltungsindustrie in einer multimedialen Freizeitgesellschaft sein kann.

Für die Durchsetzung des Projekts kommt der Gestaltung der Bauten eine zentrale Rolle zu, denn Celebration erinnert gestalterisch an eine Kleinstadt des 19. Jahrhunderts. So weckt die Siedlung Erinnerungen an traditionelle urbane Qualitäten, weist aber nicht die soziale Vielfalt gewachsener Städte auf. Solche Gestaltungsstrategien sind zwar grundsätzlich nichts neues, denn die Inszenierung des öffentlichen Raumes war und ist schon immer ein wesentliches Element von Stadtplanung und Architektur. Im Zuge der globalisierungsbedingten und zunehmenden sozialen Spaltung der Gesellschaft kommt dieser Form von Inszenierung aber eine neue Bedeutung als Legitimation für kommerzielle urbanistische Projekte zu. Bei der Kritik an Shopping Malls, Themenparks oder Urban Entertainment Centers und der Auseinandersetzung über die Zukunft des städtischen Raums genügt es daher nicht, einfach nur auf die vermeintliche Qualität der traditionellen Stadt zu vertrauen.

Das gilt auch für die Schweiz. Im Zuge des voranschreitenden Umbaus der Städte, angepasst an die Bedürfnisse von Touristen und Konsumentinnen, werden auch hier die inszenierten Vergnügungsbereiche immer grösser. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken ist es notwendig, sich in der Auseinandersetzung über die Zukunft des städtischen Raums nicht nur auf ein bestimmtes Bild von traditioneller Stadt festzulegen. Vielmehr gilt es, auch die Finanzierungs- und Nutzungskonzepte, die rechtliche Situation, die soziale Zusammensetzung der Bewohner und Besucher, sowie das stadtkulturelle Verständnis der Investoren zu hinterfragen.

Frank Roost ist Stadtplaner und Dozent an der TU Berlin.

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Die Vorurteile gegen Bümpliz

Text: Christoph Rosetti

Als die Stadt Bern nach der Eingemeindung von Bümpliz 1919 begann, das Quartier zu beplanen, wurde noch wenig Wert auf den öffentlichen Raum und auf Zentrumsbildung gelegt. Das heute chaotisch wirkende Quartierbild wird Schritt für Schritt korrigiert.



Die ehemals dörflichen soziokulturellen Strukturen im Berner Stadtteil Bümpliz / Bethlehem sind erhalten und haben sich, zusammen mit neu zugezogenen Bewohnerinnen und Bewohner, weiterentwickelt. Diese Netzwerke bilden Teil des «öffentlichen Raums» und sind ebenso wichtig wie die gebaute Umwelt. Sie ergänzen sich. Der Stadtteil hat auch deshalb heute überdurchschnittliche Qualitäten, die von aussen oft zu wenig oder gar nicht wahrgenommen werden. Die Bevölkerungsmehrheit und die Bewohnerinnen und Bewohner der Hochhausüberbauungen identifizieren sich stark mit dem Ort. Sie erkennen in Bümpliz / Bethlehem Vorzüge, welche die Bevölkerung von Stadt und Agglomeration nicht erwarten oder die in deren Vorurteilen keinen Platz haben. Vor Ort wird folgendes besonders geschätzt:

- die Naturnähe, das Grün im Quartier und die grossflächigen Aussenräume der Hochhausüberbauungen;
- die Unterschiedlichkeit der Quartiere und Leute;
- die Vielfalt, Lebendigkeit und Lebensqualität;
- die Einkaufsmöglichkeiten sowie die Angebote in den Bereichen Kultur, Sport und Freizeit;
- das gesellschaftliche Leben und die beispielhafte Gemeinwesenarbeit;
- das Angebot an kostengünstigen Wohnungen.

Vorurteile von aussen

Frägt man hingegen Stadtbernerinnen und Stadtberner nach dem Image von Bümpliz / Bethlehem, dominieren eher negative Äusserungen. Um gegen die verbreiteten Vorurteile anzugehen, wurde durch einen Kommunikationsfachmann eine Image-Studie erarbeitet und Massnahmen aufgezeigt, wie die Vorzüge akzentuiert oder besser bekannt gemacht werden können:

- Bümpliz / Bethlehem empfängt und betreut seine neuen Bewohnerinnen und Bewohner vorzüglich.
- Institutionen wie das regionale Zivilstandsamt mit dem Hochzeitsstandort für die Agglomeration, das «Haus der Kulturen und Religionen», in dem die verschiedenen Kulturen und Religionen ihre Rituale durchführen und sich austauschen können, sowie die Hochschule der Künste werden Bümpliz / Bethlehem in einem positiven Sinn bekannt machen und einen positiven Austausch im Quartier bewirken.

— Kulturelle Projekte, wie eine Architekturlehrstadt aus beispielhaften Siedlungen aus der neueren Architekturgeschichte, ein aussagestarker Dokumentarfilm, um die Eigenheiten und Vorzüge des Quartiers einem breiten Publikum näher zu bringen, werden injiziert.

Ein solches kulturelles Projekt ist die «Kunstachse», die bereits traditionsgemäss durch Institutionen aus dem Quartier zusammen mit engagierten Quartierbewohnerinnen und -bewohnern, der Hochschule der Künste und der Hilfe durch die Behörden zur Zeit aufgebaut wird.

Alle diese Projekte können zum Abbau der Vorurteile gegenüber dem Stadtteil und dem Leben in einer Vorstadt mit Hochhausüberbauungen beitragen. Mit diesen Massnahmen wird das Bild des Quartiers verändert und neu geprägt. Wichtig ist dabei nicht nur das Resultat, sondern auch der Weg dazu. Die Bewohnerinnen und Bewohner und die vorhandenen Netzwerke müssen mitbeteiligt sein.

Christoph Rosetti ist Quartierplaner von Bümpliz / Bethlehem, Bern.

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

«Kunstachse» als Aufwertung

Text: Carola Ertle

Die Berner Quartierplanung will die weitgehend verkehrsfreie Nord-Süd Fusswegverbindung von Bümpliz nach Bethlehem aufwerten. Dies war Anstoss für eine «Kunstachse». Quartierbewohner, Kunstschaffende und Studierende entwickeln hier gemeinsam ein Projekt.



Die Verbindung der Berner Stadtteile Bümpliz und Bethlehem wird baulich und mit Kunstinterventionen erkenn- und erlebbar gemacht. Die Interventionen finden an zentralen Orten und entlang der Fusswege statt. Deshalb hat das Projekt den Namen «Kunstachse» erhalten. Die Kunstinterventionen wollen die Identifikation der Bevölkerung mit ihren Quartieren erhöhen, die Orientierung entlang der Nord-Südverbindung verbessern und die zeitgenössische Kunst im öffentlichen Raum fördern. Dazu soll die Kommunikation zwischen zeitgenössischen Kunstschaffenden, Institutionen aus dem Bereich bildender Kunst und den Quartierbewohnerinnen und -bewohnern entstehen.

Finanziert wird das Projekt durch einen einmaligen Beitrag der Stadt Bern. Der grösste Teil des Geldes muss aber durch Sponsoring und Fundraising (von Geld-, Sach- und Dienstleistungen) beschafft werden. Die Steuergruppe «Kunstachse» arbeitet deshalb mit der Stiftung für Bümpliz / Bethlehem / Bottigen / Riedbach, der Hochschule der Künste Bern, einem Departement der Fachhochschule, mit dem Stadtplanungsamt, der Abteilung Kulturelles der Präsidentschaftsleitung, den Quartierbewohnern und mit der Künstlervereinigung Visarte zusammen. Ein künstlerischer Beirat begleitet das Programm und die Teilprojekte.

In der Uni und vor Ort

Die Idee für die «Kunstachse» sind bereits konkret: 16 Studierende der Hochschule der Künste haben zusammen mit dem Künstler und Dozenten George Steinmann – einem hervorragender Kenner des Stadtteils – Kunstideen und -Projekte entwickelt. Die Skizzen wurden hochschulintern präsentiert und juriiert. Das Gesamtprojekt mit seinen zehn Arbeiten wurde im Frühling 2006 in Bümpliz und Bethlehem in einer Plakatausstellung vorgestellt.

Bisher gibt es keine umfassende Publikation über die Kunstwerke in diesen beiden Berner Stadtteilen. Die Steuergruppe «Kunstachse» hat deshalb die Initiative ergriffen und Peter J. Schneemann, Direktor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern, für die theoretische und kritische Bearbeitung der Publikation gewinnen können. Ende März 2007 begann das Proseminar unter dem Titel: «Kunst für Bümpliz – Bedingungen, Projekte und Probleme von Kunst im öffentlichen Raum».

Die Bestandaufnahme ist das eine, die Auseinandersetzung mit der Kunst vor Ort, das andere Thema: Beim Bahnhof Bümpliz Nord, gegenüber der Hochschule der Künste wird einer der während der Expo.02 am Seeufer von Murten stehender Pavillon von Jean Nouvel aufgebaut. Die inzwischen angerosteten Cabanes haben die Form eines halben liegenden Zylinders. Die Cabane wird als Kunst- und Kulturraum dienen. Die Hochschule will den Ort für die Vermittlung zeitgenössischer Kunst sowie für die Studierenden nutzen. Schliesslich soll 2008 ein öffentlicher, national ausgeschriebener Ideenwettbewerb unter Kunstschaffenden ausgeschrieben werden. Er soll Arbeiten entlang der «Kunstachse» hervorbringen.

Bereits vor dem eigentlichen Start der «Kunstachse» haben sich viele Menschen für die geplante Gestaltung und Möblierung aber auch für die Entrümpelung des öffentlichen Raums interessiert.

Carola Ertle, Präsidentin «Kunstachse», Bern

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Eine Geschichte der Erlenmatt

Text: Patrick Zemp

Das 20 Hektaren grosse Güterbahnhofareal der Deutschen Bahn mitten in Kleinbasel stand Ende der Neunzigerjahre zur städtebaulichen Disposition. Die exterritoriale Industriebrache entwickelt sich zum Stadtquartier, doch noch keine der Geschichten ist zu Ende geschrieben.



Während Horden von Architekten frohgemut eine finale Stadtform in den (Modellier-)Gips meisselten, begann im Jahre 2001 auch eine Geschichte der Zwischennutzungen. Die Vereine (k.e.i.m.) und später (V.i.P) begannen, in Absprache mit der deutschen Grundeigentümerin, ihr Wirken auf dem Basler Güterbahnhofareal. Die Eroberung und Belegung der hermetischabgeschlossenen aber stillgelegten Geleisefelder erfolgte prozesshaft – in mehreren Schritten. In einer Pionierphase wurde die Freifläche durch Kulturschaffende zum experimentellen Freiraum proklamiert. Die Künstlergruppen (Eclipse) und (Marzipan) kuratierten jeweils ein Jahr lang die Aktivitäten auf dem Areal. Dreh- und Angelpunkt der Kunstprojekte war das kleine Wagenmeistergebäude.

In der leerstehenden, baufälligen Kantine der Rangierarbeiter wurde ein erstklassiges Restaurant etabliert: der (Erlkönig). Den Behörden konnte eine öffentliche Fusswegverbindung quer über das Areal zum grössten städtischen Erholungsraum (Lange Erlen) abgerungen werden. Dieser Weg ebnete das Terrain zur zweiten Phase: Jetzt starteten mikroökonomische Aktivitäten. Sonntagsmarkt, Imbissbuden und Kleintheater siedelten sich an. Diese Akteure schufen soziale Verbindlichkeiten: Es gibt nun von potentiell Vandalismus und Littering direkt Betroffene. In einer dritten Phase zogen nicht-kommerziellen Projekte (Trendsportvereine, Kinderprojekt) aufs Areal. Das steigerte den Öffentlichkeitsgrad weiter. Inzwischen hat auch die nichtorganisierte Quartierbevölkerung (Besitz) vom ehemaligen Güterbahnhofareal ergriffen.

Beraten, koordinieren, unterstützen

Die Einnahmen aus Vermietungen, Marktbetrieb und Parkraumbewirtschaftung ermöglichen dem Verein (V.i.P) die finanzielle Unabhängigkeit. Um das öffentliche Treiben auf privaten Freiflächen und in den zwischengenutzten Räumen zu fördern, ist ein Gleichgewicht nötig. Der Verein (V.i.P) funktioniert als Katalysator und überlässt die Projekte möglichst bald der Selbstverantwortung. Er berät, koordiniert und unterstützt. Und er verhindert ausschliessende oder monopolisierende Tendenzen. Das feingliedrige sozio-kulturelle und vor allem auch sozio-ökonomische Umfeld bietet die notwendige Stabilität für die Einbindung der sozial schwächeren Bevölkerungskreise. Eine veritable Integrationsmaschine ist entstanden.

Ein kurzer Blick auf eine andere Geschichte. Das (Baufeld B) auf der Erlenmatt steht im Bewilligungsverfahren. Ein erster, architektonisch homogener Block soll 240 Wohnungen umfassen. Hier sollen später je zu einem Drittel US-Amerikaner, Asiaten und Europäer als so genannt (gute Steuerzahler) wohnen – hochgradig mobile Mitarbeitende der Industrie. Zu wünschen ist aber, dass hier auch ortsverbundene Menschen einziehen. Ihr Besitz kann ein kleineres oder grösseres Gewerbe oder Eigenheim sein. Ob dieses Engagement persönlich, genossenschaftlich oder anders verbrieft wird, ist zweitrangig. Eine Mindestzahl von stark verwurzelten und damit engagierten Menschen ist notwendig, um die soziale und somit auch öffentliche Stabilität des Gemeinwesens zu gewährleisten.

Patrick Zemp, dipl. Arch. ETH, Präsident (V.i.P.), Zwischennutzungen auf dem Erlenmattareal (ehemaliges Güterbahnhofareal der Deutschen Bahn) in Basel.

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Munitionsfabrik als Filmstudio

Text: Heinrich Gartentor

Willkommen in den Studios Thun. Filme werden hier keine gedreht – noch keine – aber das Gelände sieht genau so aus, wie man sich ein Filmstudioland vorstellt. (Unser Gelände), so sagen die Meisten, die hier arbeiten; hier, auf dem ehemaligen Gelände der Munitionsfabrik in Thun.



Als das Gros der Thuner Künstlerinnen und Künstler vor drei Jahren ein Atelierhaus suchte, da fanden wir das ideale Gebäude an jenem Ort, den wir vom Zug aus alle schon kannten. Dort wo die Bahn die Fahrt von Bern her verlangsamt und sich zwischen grosszügigen Gebäuden in die Stadt schlängelt, dort steht es, unser Haus. Es ist mit vier Etagen eines der höchsten. Die anderen sind niedrig, stehen weit auseinander, dazwischen viel Grünfläche. Die Ruag, die früheren Rüstungsbetriebe des Bundes, hatte begonnen ihre leer stehenden Hallen für private Nutzung zu öffnen.

Zu unserem Erstaunen wurden wir mit offenen Armen empfangen. Man offerierte uns ein Gebäude, das unsere Budgets nicht sprengte. Die Ruag stellte aber auch eine Forderung: wer ins Atelierhaus einzog, musste ein professioneller Künstler sein. Wer die Kunst als Hobby betrieb, hatte keine Chance – hätte noch heute keine Chance. Wir zogen im Oktober 2004 ein und waren nicht die Letzten. Inzwischen gibt es bereits 60 Firmen mit rund 700 Arbeitsplätzen auf dem Gelände, auf (unserem) Gelände. Von den 140000m² Nutzflächen der Ruag werden jetzt rund 40 Prozent privatwirtschaftlich genutzt. Hoch anzurechnen ist der Vermieterin, dass sie in (unserem) Gelände nicht irgendwelche Firmen ansiedelt. Der Branchenmix ist wichtig und uns Künstlern kommt er gelegen. Wir finden hier mittlerweile fast alle Dienstleistungs- und Handwerksbetriebe, die uns bei unserer Arbeit behilflich sein können. Unsere Wege sind damit kürzer geworden, die Hilfsbereitschaft der Nachbarinnen und Nachbarn ist gross. Man kennt sich.

Nie einem Sauertopf begegneten

Wer mich im Atelier besucht, staunt zwar, dass dieses nur 20 Quadratmeter misst, aber wenn ich Platz brauche, miete ich mir temporär Räume dazu. So etwas geht wohl nur auf (unserem) Gelände. Dieses ist übrigens nachts und samstags/sonntags nur mit einem Spezialpass zugänglich. Das hält ungebetene Gäste ab. Vandalismus ist kein Thema und mein Velo brauche ich – obwohl mitten in der Stadt – hier nicht abzuschliessen. Der Spengler nebenan meinte neulich, das Beste sei, dass er abends seinen beladenen Pickup unter das Vordach seiner Bude stellen könne und sicher sein könne, dass am nächsten Morgen noch alles drauf sei. Bei uns herrscht eine gewisse Nonchalance und Gemütlichkeit – genau das, was ich brauche, um effizient arbeiten zu können. Und es ist einfach angenehm, vor dem Haus nie einem Sauertopf begegnen zu müssen. Für die Zukunft freue ich mich auf die Industrie, die hoffentlich auch bald einziehen wird. Industriehallen hat es hier ja genug. Und wenn ein Gebäude fehlt, dann wird halt eines gebaut. Und auf einen Neubau freue ich mich auch: (Unser) Gelände erträgt keine mittelmässige Architektur. Die Ruag hat bislang jedes einzelne Gebäude sorgsam renoviert oder mit Bedacht erweitert. Die Freiflächen sind zum Stadt-Naturpark umgewandelt worden. Wer mit dem Zug nach Thun fährt, wir mir beipflichten: Unser Gelände hat den Charme einer Filmstadt. Ein Filmemacher ist übrigens mittlerweile auch eingezogen. Mehr dazu demnächst in ihrem Lieblingskino.

+ 1 Zeile dazu dichten

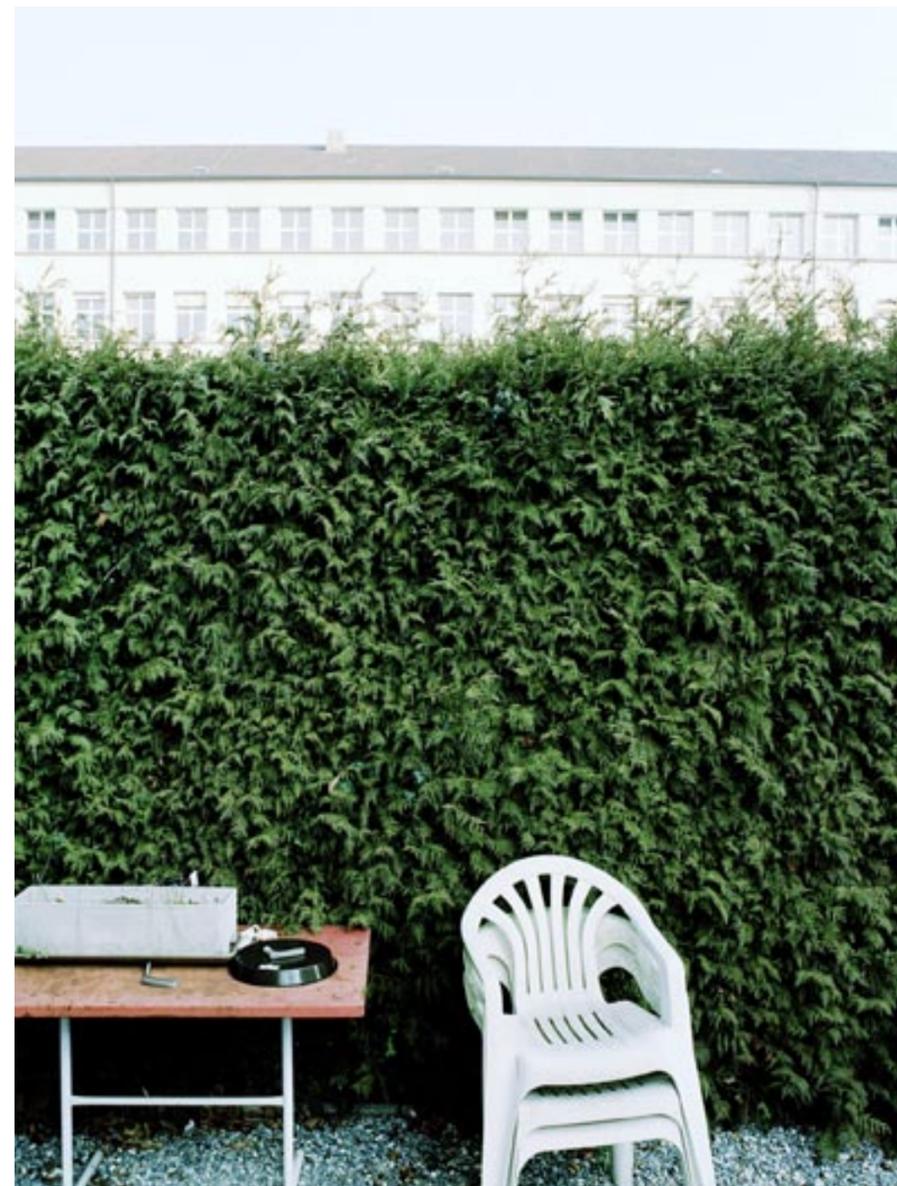
Heinrich Gartentor ist Künstler und Autor

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Kunst in der Öffentlichkeit

Text: Christoph Schenker

Die Stadt Zürich gründet ihren Umgang mit Kunst im öffentlichen Raum auf eine Forschungsarbeit. Daraus entstehen ein Leitbild, eine Publikation, eine Website und eine Reihe exemplarischer Projekte. Das Konzept kann den Standort stärken und Konfliktsituationen entschärfen.



• Vor drei Jahren startete das Institut für Kunst und Medien der HGK Zürich ein Forschungsprojekt, das sich der Kunst in den öffentlichen Sphären der Stadt Zürich widmet. So will man zu einer Strategie für Kunst im öffentlichen Raum kommen und ihr entsprechende Strukturen innerhalb der Stadtverwaltung erarbeiten. Auch sollen auf breiter Grundlage einige künstlerische Projekte eigens für die Stadt Zürich konzipiert werden. «Kunst Öffentlichkeit Zürich» ist ein Forschungsprojekt. Es hat ein eigenes Vorgehen, will wissenschaftlichen Standards genügen und eigene Entscheidungswege behaupten.

In einem ersten Schritt, bevor Künstler und Künstlerinnen eingeladen wurden, ihre Projekte zu realisieren, hat das Forschungsteam untersucht, was an Kunst für die Stadt Zürich bedeutsam ist und welche öffentliche Kunst relevant sein kann. Es gibt nämlich Faktoren, die eine Stadt oder ein Quartier auszeichnen, weil sie eine ausserordentliche Ausstrahlung haben oder weil sie besonders problematisch erscheinen. Es kann sich dabei um wirtschaftliche, ökologische, gesellschaftliche, kulturelle oder auch historische Eigenheiten handeln.

Diskurs ist unabdingbar

Mitunter können gesellschaftliche Konflikte durch soziokulturelle und städtebauliche Massnahmen verringert werden, oder die Stärkung von Kultur kann eine Stadt als Standort stärken. Unabdingbar für das intellektuelle Klima einer offenen Gesellschaft sind differenzierte, kontroverse und öffentliche Diskurse. Kunst in den öffentlichen Sphären kann derartige, objektiv vorhandene und bestimmende Faktoren fördern oder bremsen – sie kann aber auch die verborgenen Eigenheiten stärken. Ein Kunstwerk muss solche gesellschaftlichen Faktoren aber nicht explizit thematisieren, künstlerische Interventionen müssen auch nicht unmittelbar im Einflussbereich dieser Kräfte und Gemengelage stattfinden. Von der Kunst her gedacht, ist zu fragen, wo und wie künstlerische Projekte ansetzen und wie sie wirken sollen.

Zur Forschungsgruppe der HGK Zürich zählen Künstlerinnen und Künstler sowie Fachleute aus den Bereichen Kunstwissenschaft und -theorie, Architektur und Städtebaugeschichte, ausserdem aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Das Forschungsprojekt wird 2007 mit einer Publikation abgeschlossen, einige der Projekte werden realisiert. Die Website www.stadtkunst.ch dokumentiert die Entwicklung laufend. Aus all den Arbeiten und Projekten ist auch ein Leitbild entstanden. In ihm stehen Grundsätze geschrieben wie diese zwei:

— Kunst im öffentlichen Raum ist eine departementübergreifende Angelegenheit. In den kommenden zwölf Jahren verfolgt Zürich eine gesamtstädtische Strategie zur Umsetzung. Es werden jeweils für vier Jahre Schwerpunkte in der Gesamtausrichtung gesetzt.

— Kunst im öffentlichen Raum Zürichs nimmt an den aktuellen Entwicklungen von Gegenwartskunst teil. Sie berücksichtigt lokale und internationale Positionen öffentlicher Kunst sowie eine Vielfalt künstlerischer Taktiken. Sie ist in jedem Fall einem hohen Standard von künstlerisch und gesellschaftlich relevanten Konzeptionen verpflichtet.

Prof. Christoph Schenker leitet das Institut für Kunst und Medien an der Hochschule für Gestaltung (HGK) in Zürich

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Das «Sehbüro» schaut hin

Text: Hanswalter Graf

Seit den frühen Achtzigerjahren wandert die Thuner Kultur- und Vergnügungsszene auf den Spuren der Industriebrachen vom Stadtzentrum an die westliche Peripherie. Die Stationen heissen Mühleplatz, Selve-Areal und Ruag-Gelände. Das «Sehbüro» stellt die Entwicklung zur Diskussion.



• Den bescheidenen Anfang der Thuner Kulturbewegung machen ab 1983 sieben Künstler in der damals leerstehenden Stadtmühle: Sie organisierten Ausstellungen, Workshops und Konzerte. Heute ist kaum mehr vorstellbar, dass mitten im Stadtzentrum ein leerstehender Industriebau von einer Hand voll Künstlern benutzt wurde und keine weiteren Ansprüche laut werden.

Die Zeit, da die verschiedensten Szenen ihre Freiräume fordern und sich auch nehmen, kommt in Thun erst einige Jahre später – dafür aber explosionsartig. Nach der Stilllegung der Metallwerke Selve Anfang der Neunzigerjahre, wird das Areal zum Tummelplatz einer überregionalen Freak- und Partyszene. Öffentliche, halböffentliche und verborgene Orte werden in Beschlag genommen und bespielt. Es entsteht eine Stadt in der Stadt.

Was geschieht unterdessen mit der Stadtmühle? Deren Abbruch wird per Volksentscheid Ende der Achtzigerjahre besiegelt. Auf eine allgemein akzeptierte Art passiert hier nun dasselbe, wie einige hundert Meter weiter westlich im Selveareal: eine sanfte Annektierung von neuem Freiraum durch die Thuner Bevölkerung. Der Mühleplatz ist heute – nicht nur wörtlich – ein zentraler Treffpunkt (Bars, Restaurants), eine Mini-Flanierzone mit wechselnden Attraktivitäten wie Zirkus, Flohmarkt, Openair-Konzerte. Das Selveareal hingegen hat sich in den letzten zehn Jahren heruntergefeiert. Auflösungserscheinungen sind sichtbar und spürbar. Momentan läuft die Überarbeitung des Vorschlags für einen neuen Stadtteil auf dem Selveareal: «Im Park» (Luscher Architectes Lausanne / Althaus Architekten Bern). Die Thuner Kulturschaffenden haben sich 300 Meter Aare abwärts ins Ruag-Areal verlagert.

Das «Sehbüro» schaut genau hin

Und das «Sehbüro»? Normalerweise erarbeiten die jungen BüromitarbeiterInnen (Primarschülerinnen und -Schüler aus Uetendorf) künstlerische Eingriffe für den öffentlichen Raum ihres Dorfes. Diesmal ist das Büro von Public Paradise eingeladen worden, sich auf dem Mühleplatz, dem Selve-Areal und dem Ruag-Gelände einen Überblick zu verschaffen. Dominante Elemente des Jetzt-Zustandes wurden im Anschluss an einen Stadtpaziergang durch die Büroleitung und die momentanen MitarbeiterInnen – die 3. Klässler der Primarschule Bach in Uetendorf – herausgepickt und weitergedacht:

— Mühleplatz: Kann und soll die hellblaue Skulptur Schang Hutter's so wie sie hier steht gestärkt werden? Kann sie vielleicht sogar aktiviert, nutzbar gemacht werden?

— Selveareal: Kann die bevorstehende Neuüberbauung aus dem Schlusszustand des alten abgeleitet werden? Kann ein fließender Ortsbezug geschaffen werden? Ergibt sich daraus eine neue Spurenästhetik?

— Ruag-Gelände: Es wird durch das gegenüberliegende Aareufer begrenzt. Kanalisiertes Wasser, Betonplatten-Ufer, Drahtzaun und Armeebauten dominieren das Bild. Die Hauptfrage lautet hier: Kann dieser Anblick demontiert, entwüstet und neu gestaltet werden?

Das «Sehbüro» hat sich in diese drei Hauptfragen vertieft und unter Anwendung verschiedener Entwurfstechniken neue Denkvorschläge erarbeitet. Jetzt stellt das Büro die Fragen zur breit angelegten Diskussion vor.

Hanswalter Graf, Leiter «Sehbüro»

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Integration mit «Projets urbains»

Text: Adrian Gerber

«Projets urbains» sind abgestimmte Massnahmenpakete zur Förderung der Integration in städtischen und suburbanen Wohngebieten. Solche ganzheitlich und langfristig angelegte Interventionen sind nötig, wollen wir nicht später hohe Folgekosten tragen.



Die Zuwanderung in die Schweiz konzentriert sich stark in städtischen Räumen. In der Schweiz gibt es keine ausgeprägte räumliche Ausgrenzung einer einzelnen nationalen Bevölkerungsgruppe, wie wir dies von ausländischen Metropolen kennen – oft pejorativ als «Ghettos» bezeichnet. Trotzdem nehmen die Segregationstendenzen seit der Volkszählung von 1970 in einigen Gebieten zu. Konkret: Eine Reihe von Wohngebieten in Schweizer Agglomerationen zeichnen sich aus durch hohe Arbeitslosigkeit, hohe Sozialhilfeabhängigkeit sowie einem tiefen Berufs- und Bildungsstatus der dortigen Bevölkerung. Gleichzeitig haben diese Quartiere hohe Anteile von Ausländerinnen und Ausländern an der Wohnbevölkerung. Wie die Erfahrungen im europäischen Ausland, insbesondere in Frankreich und Grossbritannien zeigen, können sich in diesen Wohngebieten verstärkte Integrationsprobleme und Konfliktpotenziale bilden. Dies kann zu einer negativen Entwicklungsspirale führen, die nur mit grossem Aufwand rückgängig gemacht werden kann.

Integration muss sein

Die Frage der Integration der Zugewanderten spielt angesichts dieser Erkenntnisse im Rahmen der Gemeinwesen- und Quartierentwicklung eine zunehmend wichtige Rolle. Da zur Verschlechterung der Lebensqualität unterschiedliche Faktoren beitragen, sind Massnahmen zu einer nachhaltigen Wohngebietenentwicklung und zur verbesserten Integration nicht durch punktuelle Eingriffe zu beeinflussen. Es bedarf abgestimmter Massnahmen. Diese können von der Verbesserung der Wohnqualität, der Gestaltung des öffentlichen Raums, der Förderung der lokalen Wirtschaft oder der Stärkung der schulischen Angebote bis zu sicherheitspolitischen Interventionen, spezifischen Massnahmen zur Sprachförderung und Information der ausländischen Bewohnerinnen und Bewohner oder der Förderung des Zusammenlebens reichen. Die unterschiedlichen Interventionen müssen nicht nur koordiniert, sondern auch langfristig ausgerichtet werden. Die Erhaltung der Lebensqualität in diesen Quartieren bedingt den permanenten Einsatz aller Beteiligten.

Solche ganzheitlich und langfristig angelegten Interventionen können unter dem Begriff der «Projets Urbains» subsumiert werden. «Projets Urbains» – übersetzt als nachhaltige Quartierentwicklungen – tragen im Sinne eines vorausschauenden Managements dazu bei, unerwünschte Tendenzen einzudämmen. Interventionen und Prävention können die Folgekosten für Individuen und Gesellschaft mildern und eine Verbesserung der Lebensqualität und der Entfaltungsmöglichkeiten der in diesen Wohngebieten lebenden Menschen erreichen.

Eine Reihe von vornehmlich städtischen Gemeinden haben bereits Massnahmen in kleineren oder grösseren Wohngebieten Massnahmenpakete im Sinne von «Projets Urbains» entwickelt und umgesetzt. Auch im Rahmen der Koordination und Förderung der Integration durch den Bund, namentlich bei der Umsetzung des Bundesratsauftrags Integrationsmassnahmen, wird die Frage der sozialen Integration in Wohngebieten mit besonderen Anforderungen vertieft geprüft.

Adrian Gerber hat in japanischer Geschichte promoviert und ist stellvertretender Leiter der Sektion Integration im Bundesamt für Migration.

x Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu

Radiostationen im Stadtmöbel

Text: sha.

In Wien versammelt das Projekt «ID» simultan 14 Radio- und TV-Sender in einer Installation. Aus aller Welt werden Informationen übertragen, versammelt, in einer Klangellipse verdichtet und in visuelle Form gebracht. Ein Aufwertungsprojekt in einem schwierigen Stadtteil.



Das Kunstprojekt «ID» verwandelte den Dornplatz in eine Hör- und Blickwinkelmaschine. Es setzt in einer schwierigen urbanen Zone einen gewagten ästhetischen Impuls, es verschmelzt medialen und realen öffentlichen Raum zu einem Gesamtkunstwerk: Im 21. Jahrhundert prägen die Medien Radio und TV die kulturelle Identität der Menschen. Wir – die Künstler sha, gtt und burkhardt – haben deshalb Radio- und TV-Sender aus aller Welt an diesem Platz versammelt und vor Ort transformiert. Die Sammlung und Verdichtung der unzähligen Botschaften vergegenwärtigt dem Besucher die unfassbare Gleichzeitigkeit eines Weltgeschehens, dessen Kulturen rastlos Bilder produzieren. Sie ist auch ein Ausdruck der Vielfalt aller Kulturen, die mit den Migrantinnen und Migranten in europäische Städte kommen.

Ein Spielplatz für Ethnien

Der Dornplatz im 17. Wiener Bezirk diente jahrelang als Abstellplatz, der alle kulturellen und öffentlichen Funktionen verloren hatte. Im Rahmen eines Revitalisierungsprojekts haben wir auf dem Platz ein Kunstwerk integriert, das die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung zum Thema macht: Über 50 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner um den Platz sind Zuwanderer. Das ist für Wiener Verhältnisse aussergewöhnlich. Im Vorhaben «ID» haben wir deshalb das multikulturelle Umfeld künstlerisch bearbeitet und für Anrainer, Passantinnen und Besucher erlebbar gemacht, indem wir die Radio- und TV-Sender versammelten. 14 Sender sind gebündelt und in einer begehbaren Blick-Winkel-Maschine simultan erlebbar: Man hört in 14 grossen Monolithen die Originalklänge und sieht Klänge im Raum – in Räumen, geformt als Ellipsen. Die Besucherin durchschreitet dieses Klangkaleidoskop, sie nähert sich einzelnen Monolithen, hört in die reale Welt hinein, bewegt sich durch den Raum und berührt eine fremdartige Klangwelt. Die Ergebnisse dieser Klangbearbeitung werden live in den öffentlichen medialen Raum rückgespiegelt und so in aller Welt über Radio empfangbar: www.project-id.at

Unsere Medienwelt ist ein Sammelsurium. Im Projekt «ID» übersteuern wir diese Informationen aus dem Dschungel der Medien – nicht um daraus eine andere Interpretation der Welt zu machen, sondern um den Menschen mitten im Alltag von seinem Alltäglichen loszulösen und ihm in einer Kunstzone der Informationslosigkeit neue ästhetische Erfahrungen anzubieten. Wir setzen Alles ein, um daraus Nichts zu machen, Nicht-Zeichenhaftigkeit, Imaginationsleere: nur Ohr sein.

«ID» versammelt als künstlerische Intervention vielfältige kulturelle Identitäten in einem Raum, sie zeigt, was es bedeutet, wenn die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe auf kleinem Raum zueinander finden. Gleichzeitig will das Projekt anleiten, wie sich jeder im von Tönen, Klängen und Worten vollständig überfrachteten Raum orientieren kann, indem er sich ein eigenes Bild machen lernt. Das Projekt setzt sich mit dem Fremden auseinander, es will das Fremde aber aufnehmen, tolerant und weltoffen. 2003 ist «ID» mit dem Österreichischen Preis für Kunst im öffentlichen Raum ausgezeichnet worden. Und es hat die fremdenfeindliche Freiheitliche Partei FPÖ auf den Plan gerufen, die im Wiener Gemeinderat forderte, dass die Klangeellipse abgebrochen werden müsse.

sha., alias Andreas Rodler, lebt und arbeitet in Wien als Komponist und Künstler. «ID» entstand mit den Künstlern gtt und burkhardt.

Der Militärplatz wird zum Kulturbiotop

Text: Guntram Knauer

Fotos:

Thun war die Schweizer Militärstadt. Nun sind die Rüstungsbetriebe klein geworden und das Militär ebenso. Mit einem Richtplan lenkt die Stadt ihre Entwicklung und macht aus den Militärbrachen blühende Biotope für Firmen, Kultur und Tiere und Pflanzen. + 1 Wort + 1 Wort + 1 Wort

• Die Stadt Thun liegt wie Genf und Zürich an einem Fluss. Seit den Eingemeindungen der umliegenden Dörfer vor gut 90 Jahren liegt Thun wie die zwei Grossen auch an einem See. Darum teilt die Stadt – wenn auch im bescheidenem Ausmasse – auch die Verkehrsprobleme der grösseren Städte. Besonders ist hier aber die Sicht auf die Berner Alpen mit dem Dreigestirn Eiger, Mönch, Jungfrau. Von weitem sichtbar ist das markante Schloss aus dem 12. Jahrhundert. Vor 300 Jahren wurde die Kander, die vorher unterhalb von Thun in die Aare floss, in den Thuner See umgeleitet. Da die Aare zu wenig Wasser aufnehmen konnte, wurde der Stadtgraben geflutet. Seither liegt die Stadt an zwei Aareläufen. Die Juragewässerkorrekturen haben die Schwankung des Seespiegels begrenzt – man konnte näher ans flache Ufer der linken Seeseite bauen. Thun entwickelt sich zur Siedlung am See.

Zwischentitel

Der Bundesstaat machte die Stadt zum Waffenplatz. Lange und stark hat das Militär die Stadt geprägt. Die eidgenössischen Betriebe und ihre Zulieferer wuchsen vor allem in Kriegszeiten und im Kalten Krieg. Die Bevölkerung wanderte aus der ganzen Schweiz zu. Der Ausländeranteil aber blieb bis vor wenigen Jahren niedrig. Im Wohnungsbau ist die Genossenschaftsbewegung stark. Thun ist zwar die elftgrösste Stadt der Schweiz, aber kein Kantonshauptort und hat daher wenig zentrale Einrichtungen. Die Stellung ähnelt derjenigen von Winterthur, doch es gibt Unterschiede im Selbstverständnis: Winterthur wurde von exportorientierten Industrien geprägt, Thun von national ausgerichteten Rüstungsbetrieben und militärischen Ausbildungsanlagen.

In den Neunzigerjahren litt die Stadt zunehmend unter wirtschaftlichen Problemen: Die Rüstungsbetriebe bauten Arbeitsplätze ab, ein Banken-Crash erschütterte die

Stadt. Die Bilder, wie die Einheimischen vor den Schaltern der Spar- und Leihkasse Schlange standen, gingen um die ganze Welt. Es wurde unumgänglich, dass die Stadt etwas unternahm. Sie setzte den Richtplan Stadtentwicklung neben die klassischen Führungsinstrumente wie Legislaturziele (Regierungsprogramm) sowie Aufgaben- und Finanzplan. Der Plan ist ein Werkzeug des gesamten Gemeinderates, der Exekutive, und nicht eines Departementes. Der Richtplan enthält die Vorhaben, die für die gewünschte Stadtentwicklung wesentlich sind. An die Stelle einer ungeplanten, ungewollten Stadtveränderung durch verschiedene Akteure, trat die Stadtentwicklung als bewusste und zielgerichtete Entwicklung.

Zwischentitel

Die Stadt übernahm eine Führungsrolle. Sie sichert damit zum Beispiel die gestalterische Qualität. Für Vorhaben, die für die Entwicklung wesentlich sind, werden mit den Grundeigentümern oder Investoren Planungsverträge abgeschlossen, in denen Ziele und Schritte bis zur Realisie-

rung vereinbart werden. Je nach Situation werden damit auch die Mehrwertabschöpfung oder Beiträge an Infrastrukturleistungen geregelt. Planungsrechtlich liegen die meisten Areale, die für die Stadtentwicklung wesentlich sind, in Zonen mit einer Planungspflicht. Einzelvorhaben werden vom Fachausschuss für Bau- und Aussenraumgestaltung beurteilt, dem neben der zuständigen Gemeinderätin fünf auswärtige Gestaltungsfachleute angehören. Für grössere Vorhaben wird ein Konkurrenzverfahren verlangt, um städtebauliche und architektonische Qualität zu sichern. Die Spannweite reicht vom Projektwettbewerb, dessen Ergebnis einen grundeigentümergebundenen Sondernutzungsplan ersetzen kann, bis zu wettbewerbsähnlichen Verfahren, wie parallele Studienaufträge und Testplanungen. In den letzten Jahren hat die Stadt in Zusammenarbeit mit Privaten Dutzende von Wettbewerben und wettbewerbsähnlichen Verfahren durchgeführt: Für das Selve-Areal, das Stadion Thun Süd, das Einkaufszentrum Oberland, die Wohnüberbauungen Freiestrasse, Schlossmattstrasse und die Testplanung Lachen.

Die grösste Planungszone aber umfasst den kantonalen Entwicklungsschwerpunkt Thun Nord/Steffisburg, in dem die eidgenössischen Rüstungsbetriebe liegen: beplant wird eine Fläche von 85 Hektaren, davon 60 Hektaren in Thun. Seit sich der Rüstungsbetrieb RUAG auf ein reduziertes Gebiet zurückgezogen hat, auf dem noch Munition produziert wird, hat hier eine Stadtentwicklung von hoher Qualität begonnen. Die RUAG Immobilien passen ihre Gebäude den neuen zivilen Anforderungen an und vermieten sie an Produktions- und Dienstleistungsfirmen, an private Büros und Künstlerinnen und Künstler. Seit einigen Jahren haben sich hier 60 Firmen und Organisationen mit 750 Mitarbeitenden angesiedelt. Alle Bauvorhaben werden von guten Architekten entworfen. In ihrer Umgebung werden Lebensräume für Tiere und Pflanzen reserviert. An der Aare entstand soeben ein Restaurant für die Mieterinnen und Mieter. Die Uttigenstrasse wird zu einer innerstädtischen Strasse mit Baumreihen umgestaltet. Zur Zeit planen die Stadt und Private die weitere Entwicklung, die auch Wohnen ermöglichen soll. •

Guntram Knauer ist Architekt und Stadtplaner. Er ist Co-Leiter des Planungsamtes der Stadt Thun



X Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu machen, Bildlegende noch zu